

HENRYK
M. DER
BRODER EWIGE
ANTISEMIT

NEUAUSGABE 2026

ÜBER EINE LEIDENSCHAFT,
DIE NICHT VERGEHT

Mit einem aktuellen Vorwort

Mehr über unsere Publikationen und Autoren:
www.achgut.com

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne die Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen, die Speicherung und Verarbeitung auf elektronischen
Systemen und die Publikation auf Online-Medien.



© Achgut Edition / Verlag der Achgut Media GmbH
Buch: ISBN 978-3-911941-10-5 / 1. Auflage, Kissing 2026
E-Book: ISBN 978-3-911941-11-2 / 1. Auflage, Kissing 2026

Achgut Media GmbH / Gewerbering 18 / 86438 Kissing
Produktsicherheit: media@achgut.com
Gestaltung und Satz: usus.kommunikation, Berlin
© Foto des Autors (S. 243): Hanns Joosten, Berlin
Druck und Bindung: Florjancic Tisk d.o.o, Maribor

Inhalt

Vorwort	6
40 Jahre später – Zur Neuauflage des <i>Ewigen Antisemiten</i> von 1986	
1. Das Ende der Schonzeit	16
oder: Wovor fürchten sich Juden eigentlich?	
2. Die Entsorgung der Vergangenheit	29
oder: Antisemitismus ist, wenn man die Juden noch weniger leiden kann, als es an sich natürlich ist	
3. Der ehrbare Antisemit	58
oder: Der Boden der deutschen Geschichte reicht bis nach Palästina	
4. Die Macht der Juden	83
oder: Wann stirbt diese kriminelle Vereinigung endlich aus?	
5. Der Täter als Bewährungshelfer	110
oder: Die Deutschen werden den Juden Auschwitz nie verzeihen	
6. Die Unlösbarkeit der Judenfrage	142
oder: Antisemiten – immer eine Nasenlänge voraus	
7. Das auserwählte Volk	187
oder: Ein Imperium, das auf keiner Landkarte zu finden ist	
Zum Autor	243

Vorwort

40 Jahre später – Zur Neuauflage des *Ewigen Antisemiten* von 1986

Als dieses Buch im Mai 1986 erschien, war Deutschland noch ein geteiltes Land, regiert von einem Kanzler, der als „Birne“ verspottet wurde; die Katastrophe von Tschernobyl war gerade passiert, aber in ihrer Bedeutung noch nicht ganz erfasst; die Vorarbeiten für das Gipfeltreffen zwischen dem US-Präsidenten Ronald Reagan und dem sowjetischen Staats- und Parteichef Michail Gorbatschow auf neutralem Grund in der isländischen Hauptstadt Reykjavik hatten bereits begonnen; es gab auch ein rudimentäres Internet, aber kein W-Lan, kein *Google*, kein *Amazon*, kein *Youtube*, kein *Facebook* und kein *Tinder*. Briefe wurden mit der Post befördert, wer ein Faxgerät daheim hatte, zählte bereits zur Tech-Elite. Die beliebteste deutsche Fernsehserie war die „Schwarzwaldklinik“ mit Klaus-Jürgen Wussow als Chefarzt Prof. Dr. Klaus Brinkmann. Bei der 13. Fußball-WM in Mexico schaffte es die deutsche Mannschaft immerhin bis ins Finale und wurde Vize-Weltmeister gegen Argentinien.

Zu dieser Zeit lebte ich in Jerusalem, schrieb meine Artikel auf einer mechanischen Schreibmaschine von Olivetti und genoss die Aussicht von meinem Arbeitsplatz über die Judäische Wüste bis zum Toten Meer, bei gutem Wetter sogar bis in die Vororte von Amman. Ich war Anfang der 80er Jahre von Köln, wo ich mich immer wie ein Fremdkörper gefühlt habe, nach Jerusalem umgezogen, um eben diesem Fremdkörpertum zu entkommen. Es gab vieles, was ich hinter mir lassen wollte, die speziell kölsche Gemütlichkeit, die ich als Bedrohung empfand, das klebrige Wetter in der Kölner Bucht und vor allem das mega-spießige jüdische Mini-Milieu, das alles unternahm, um sich vom Rest der Gesellschaft abzugrenzen, zugleich aber darüber klagte, dass es ausgegrenzt würde. Keine Unterhaltung, bei der nicht darüber geredet wurde, ob man „bleiben“ oder „gehen“ sollte, wobei immer wieder die Vorzüge des Bleibens gegen die Nachteile des Gehens abgewogen wurden. Dabei kam

ein finales und kaum widerlegbares Argument zum Einsatz: Ein judenfreies Deutschland wäre doch genau das, was Hitler sich gewünscht hatte, diesen Sieg dürfe man dem Führer nicht gönnen, man müsse bleiben und die Festung verteidigen.

Ich fand das teils komisch, teils deprimierend, bis mir eines Tages klar wurde, dass „jüdisches Leben in Deutschland“ eine Fiktion war, eine Art Potemkin'sches Stetl, vergleichbar den Indianer-Reservaten in den USA, wo die „Indigenen“ ihre Kultur beziehungsweise das, was im Laufe der Zeit davon übrig geblieben war, pflegen dürfen. Diese Fiktion am Leben zu erhalten, sie immer wieder neu anzufachen, ist den deutschen Heimatpflegern viel wert; jedes jüdische Film-, Klezmer- oder Street-Food-Festival gibt ihnen die Gelegenheit, über das „Wunder des wiedererwachten jüdischen Lebens in Deutschland“ zu phantasieren, ein „Wunder“, das wie ein Militär-Manöver inszeniert wird. (Bei der letzten „Jewrovision“ in einer Hotelanlage am Stuttgarter Flughafen war die Zahl der bewaffneten Personenschützer größer als die Anzahl der Teilnehmer. Wer Sicherheit will, darf nicht kleckern, er muss klotzen, auch Wunder haben ihren Preis.)

Es dauerte etwa fünf Jahre, bis mich die deutsch-jüdische Identitätskrise, der ich glaubte, entkommen zu sein, wieder eingeholt hatte. Im Oktober 1985 sollte am Frankfurter Schauspielhaus ein als „umstritten“ geltendes Theaterstück von Rainer Werner Fassbinder uraufgeführt werden: *Der Müll, die Stadt und der Tod*, eine mehr oder weniger wahre Geschichte über Immobilienspekulation, Prostitution und kommunale Korruption in Frankfurt. Der unique selling point des Stückes, das auf einem Roman von Gerhard Zwerenz basierte, war weniger die dünne Handlung, als die Tatsache, dass die Hauptfigur ein „Reicher Jude“ war, in dem viele den damaligen Präsidenten des Zentralrates der Juden, Ignatz Bubis, erkennen wollten. Zu einem richtigen Skandal kam es aber erst bei der geplanten Premiere des Stückes am 31. Oktober 1985, als Angehörige der Frankfurter Jüdischen Gemeinde die Bühne des Schauspielhauses besetzten und statt der Aufführung eine Diskussion über den „subventionierten Antisemitismus“ am Schauspielhaus erzwangen. Die Theaterleute sahen das natürlich ganz anders, für sie war das Stück ein wichtiger Beitrag zu einer Diskussion über die Zustände in Frankfurt, eine Wirklichkeit,

an der auch Juden ihren Anteil hatten. Die Botschaft des Stückes fasste der Intendant des Frankfurter Schauspiels, Günther Rühle, in einem Satz zusammen: „Die Schonzeit für Juden ist vorbei!“

Später behauptete er, falsch verstanden worden zu sein, was er eigentlich sagen wollte, war: „Der Schonbezirk für Juden ist vorbei.“

Das ist jetzt 40 Jahre her, ich war damals halb so alt wie ich heute bin und hatte keine Ahnung, auf was für ein Abenteuer ich mich einließ.

Ich betrat sozusagen Neuland, obwohl „linker Antisemitismus“ beziehungsweise „Antisemitismus der Linken“ kein wirklich neues Phänomen war. Es wurde nur hartnäckig geleugnet. Ich kann mich noch gut an eine Diskussion aus jenen Tagen erinnern, an der auch Gerhard Zwerenz teilnahm, der damals zu den „öffentlichen Intellektuellen“ gehörte, die zu jedem Thema eine Meinung hatten und sie auch nicht für sich behielten, ungefähr so wie Richard David Precht heute. Zwerenz stand von seinem Platz auf, schaute sich um und schrie in den Saal: „Es gibt keinen linken Antisemitismus! Linke können keine Antisemiten sein!“

Und weil nicht sein kann, was nicht sein darf, agieren und agitieren linke Antisemiten heute als „Israelkritiker“ und „Antizionisten“. „Israelkritik“ ist eine quasi-wissenschaftliche Disziplin wie „Kapitalismus-“ oder „Kolonialismuskritik“ – genau genommen ein Amalgam des einen mit dem anderen – während „Antizionismus“ als Brücke vom individualisierten Judenhass zum Hass auf das jüdische Kollektiv dient – Israel, den „Juden unter den Staaten“. Abgesehen von Taiwan gibt es kein zweites Land, dessen „Existenzrecht“ täglich neu in Frage gestellt wird.

Die Debatte über die Teilnahme von Israel am European Song Contest war eine Geisterstunde der europäischen Kultur, die Emotionalität, mit der sie geführt wurde, hätte gereicht, um ein Dutzend Hexenprozesse zu befeuern. Wenn Länder wie Spanien, Irland, Island, Holland und Slowenien sich dermaßen ins Zeug legen, um Israel von einem Musik-Wettbewerb fernzuhalten, wie werden sie sich verhalten, wenn es um etwas Bedeutenderes geht, Israels Stimme in der Welthandelsorganisation, der Weltgesundheitsorganisation oder dem Weltpostverein? Was relativ bescheiden mit der Aufforderung begann, kein Obst aus Israel zu kaufen, hat sich zu einer weltweiten Bewegung ausgewachsen, die alle Instituti-

Kapitel 1

Das Ende der Schonzeit

oder:

Wovor fürchten die Juden
sich eigentlich?

W eil die Juden über Auschwitz nicht hinweggekommen sind, können sie es sich nicht vorstellen, dass die Anderen Auschwitz auf ihre Art längst bewältigt haben. Von wegen: Als am 31. Oktober 1985 eine Gruppe jüdischer Demonstranten die Bühne der Frankfurter Kammer-spiele besetzte, um die Premiere des Fassbinder-Stücks *Die Stadt, der Müll und der Tod* zu verhindern, wurde den Bühnenbesetzern von Zuschauern, die das Spiel aufgeführt wissen wollten, zugerufen: „Kommen Sie doch nicht immer wieder mit Ihrem Auschwitz!“ Zuvor schon hatte Theater-leiter Günther Rühle seine Entscheidung für das Stück unter anderem damit begründet und gerechtfertigt, „dass der Jude nicht ewig in einem Schonbezirk gehalten werden dürfe“ und man zur „Normalität“ im deutsch-jüdischen Verhältnis zurückkehren müsse. Kein Schonbezirk für die Juden in Deutschland... Der Streit um das Frankfurter Lokaldrama, dessen Hauptfigur einfach „Der reiche Jude“ heißt, war *das* Kulturereignis der Herbstsaison '85. Seit Hochhuths *Stellvertreter* Mitte der 60er Jahre hatte es einen solchen Theaterskandal nicht mehr gegeben. Das Stück sei antisemitisch und dürfe deswegen nicht gespielt werden, sagten die einen.

Es sei nicht antisemitisch und dürfe deswegen gespielt werden, meinten die anderen. Es sei antisemitisch und müsse grade deswegen gespielt werden, verlangten wieder andere.

Die eigentliche Aufführung fand nicht in den Frankfurter Kammerspielen, sondern in der gesamten deutschen Öffentlichkeit statt. Das Stück, das da gespielt wurde, hieß nicht mehr *Die Stadt, der Müll und der Tod*, sondern *Die Deutschen, die Juden und die Last der Geschichte*. Was für die einen „subventionierter Antisemitismus“ war, darin sahen die anderen einen „Anstoß zum Dialog“. Aber auch das war nur die Spitze des Eisbergs, auf den das deutsch-jüdische Verhältnis aufgelaufen war. Es ging nicht um ein Stück Theater, dessen Aufführung durchgesetzt beziehungsweise verhindert werden sollte. Zur Diskussion stand ein Dilemma, das Theodor W. Adorno bereits im Jahre 1962 so beschrieben hatte:

„Ein besonders hintersinniges Argument ist: ‚Man darf ja gegen die Juden heute nichts sagen.‘ Es wird sozusagen grade aus dem öffentlichen Tabu über den Antisemitismus ein Argument für den Antisemitismus gemacht: Wenn man nichts gegen die Juden sagen darf, dann – so läuft die assoziative Logik weiter – sei an dem, was man gegen sie sagen könnte, auch schon etwas dran. Wirksam ist hier ein Projektionsmechanismus: Dass die, welche die Verfolger waren und es potenziell heute noch sind, sich aufspielen, als wären sie die Verfolgten...“

Dieser Rollentausch war Teil der öffentlichen Inszenierung. Da war die Rede von der Notwendigkeit, den Antisemitismus „zu enttabuisieren“, die Macht des „jüdischen Kapitals“ aufzudecken, und der Präsident der „Deutschen Akademie der darstellenden Künste“, ein Theaterintendant, rief der „jüdischen Gemeinde in der Bundesrepublik Deutschland“ zu, es müsse „erlaubt sein, sie in die Darstellung politischer, sozialer und ökonomischer Widerspruchszusammenhänge einzubeziehen“, was unverquast vermutlich heißen sollte, dass es sich bei der „jüdischen Gemeinde in der Bundesrepublik“ um eine Art GmbH und Co. KG handelt, deren Geschäftsgebaren einer genauen Prüfung unterzogen gehört.

Die Juden hingegen argumentierten, als hätten *sie* sechs Millionen Deutsche auf dem Gewissen. Sie bettelten die Deutschen an, sie mögen es ihnen bitte, bitte nicht unmöglich machen, das Werk der Versöhnung fortzusetzen, so wie eine geprügelte Ehefrau ihren Mann anfleht, er möge sie nicht mehr schlagen, damit sie ihm die schon empfangene Demütigung verzeihen und glauben kann, im Grunde seines Herzens sei er doch ein lieber Mensch. Und wo auf deutscher Seite, die sich in diesem Zusammenhang immer als die „nichtjüdische“ vorstellte, gegen das Stück argumentiert wurde, geschah es aus sanitärer Rücksichtnahme auf die Juden. Vierzig Jahre nach Kriegsende könne man den Überlebenden der Endlösung so etwas nicht zumuten, die Wunden seien noch nicht vernarbt, sei es noch zu früh, ganz unbefangen miteinander umzugehen.

Das hörte sich an, als wäre die Rede von einem Patienten nach einer schweren Operation, den man vor Aufregungen, die seine Genesung gefährden könnten, noch bewahren müsse. Dem Ruf nach einem Ende der Schonzeit wurde der Einwand entgegengestellt, die Jagdsaison könnte noch nicht wieder eröffnet werden. Derweil wartete ich vergeblich darauf, dass irgendein kluger Kopf die einzig richtige Frage stellte, nämlich: Können wir, die Deutschen, *uns* zumuten, das Stück aufzuführen, wenn es tatsächlich antisemitisch ist? Was tun wir, die Deutschen, *uns* selber damit an? Aber ausgerechnet diese Frage wurde nicht gestellt, was wohl damit zusammenhängt, dass der Antisemitismus als ein jüdisches, nicht als ein deutsches Problem angesehen wird, etwas, mit dem die Opfer und nicht die Täter sich auseinander setzen müssen. Rücksichtnahme auf die Gefühle und „Wunden“ der Juden war das Äußerste, was von der nichtjüdischen Seite erwartet werden konnte, die Konzession, dass die „Schonzeit“ noch eine Weile anhalten müsse, bis der Patient wieder auf Normalkost umgestellt werden könnte. Wie lange noch? Zehn Jahre, zwanzig, dreißig? Eine neue Generation lang? Und dann?

Ich glaube nicht, dass Fassbinder ein Antisemit war. Aber ich bin sicher, dass sein Stück antisemitische Reaktionen in Hülle und Fülle katalysiert. Und genau vor diesen Reaktionen, die das Stück als Legitimation zu ihrer Entfaltung brauchen, haben die Juden eine panische Angst, weil sie ihnen bekannt vorkommen. So weit ist es zu verstehen, dass sie das

Kapitel 2

Die Entsorgung der Vergangenheit

oder:

Antisemitismus ist, wenn man die Juden noch weniger leiden kann, als es an sich natürlich ist

Am 27. November 1985 strahlte das ZDF in der Reihe *Das kleine Fernsehspiel* den Film *Schatten der Zukunft* von Wolfgang Bergmann aus. Die 92 Minuten lange Dokumentation, die mit Mitteln des ZDF, des Kuratoriums Junger Deutscher Film und des Evangelischen Kirchlichen Entwicklungsdienstes hergestellt worden war, hatte einen programmatischen Untertitel: „Was haben wir Deutsche mit dem Israel-Palästina-Konflikt zu tun?“ Dabei handelte es sich um eine rhetorische Frage, die von dem jungen deutschen Filmemacher in einer Pressemitteilung folgendermaßen beantwortet wurde:

„Wir Deutsche haben aufgrund unserer historischen Erfahrungen eine besondere Verpflichtung gegenüber Frieden und Völkerverständigung in der Welt. Der Erste Weltkrieg, die Vertreibung und Vernichtung der Juden Europas durch den Nationalsozialismus hat viele Probleme geschaffen, von denen einige noch heute ungelöst sind... Wir Deutsche haben bis heute ein verkrampftes Verhältnis

zum Judentum, das sich auch in der zunehmenden Ausländerfeindlichkeit verdeutlicht...”

An einer anderen Stelle stellte Wolfgang Bergmann, der sich als ein linker Filmemacher versteht und am liebsten hinter der Gemeinschaftsformel „Wir Deutsche“ in das Licht der kritischen Öffentlichkeit tritt, weitere Fragen, die mit dem Gegenstand seines Films, der besonderen deutschen Verantwortung für Israel/Palästina, zu tun hatten: „Kann ich als Deutscher Israel kritisieren, ohne antisemitisch zu werden, und habe ich das Recht, mir Sorgen über die Zukunft der Juden in Israel zu machen? Sind die Anschläge auf jüdische Restaurants und Reisebüros spontaner antiisraelischer Protest oder neuer alter Antisemitismus? Oder provoziert Israels Politik gar eine neue Judenfeindlichkeit?“

Und dann die Frage der Fragen – als ob die NS-Konzentrationslager Besserungsanstalten gewesen wären, die ihre Absolventen nur deswegen so vielen Prüfungen unterzogen, damit sie anschließend als die besseren Menschen durch den Rest ihres Lebens schreiten konnten: „Wie ist es möglich, dass die Juden, die so viel Leid erfahren haben, solch einen brutalen Krieg im Libanon führen können?“

Ja, wie isses denn nur möglich?

Schatten der Zukunft war der „Beitrag“ des ZDF zum 47. Jahrestag der „Reichskristallnacht“. Darin werden von dem jungen deutschen Filmemacher, der sich auf einen Satz von Nahum Goldmann beruft – „Ohne Auschwitz kein Israel“ –, mit Hilfe von Bild- und Tonmontagen erst jüdische Kinder in einem KZ, gleich danach palästinensische Kinder in einem Flüchtlingslager gezeigt und so der Eindruck vermittelt: Die Israelis tun den Palästinensern genau das an, was die Nazis den Juden angetan haben.

Damit leistete Wolfgang Bergmann einen weiteren und, wie die Reaktionen auf seinen Film zeigten, recht effektiven Obolus zu dem, was Jürgen Habermas die „Entsorgung der Vergangenheit“ nennt. Er tat dies, so beteuerte er, mit „reinem Gewissen“ und mit der Absicht, sich einzubringen und „dem Problem der Wahrhaftigkeit“ zu stellen. Er meinte es also gut.

Von der Entsorgung der Vergangenheit, die sich weniger mit der eigenen Geschichte als mit den Verfehlungen anderer beschäftigt, wird noch die Rede sein, ebenso von dem reinen, pathologisch gesunden Gewissen und dem Drang nach Wahrhaftigkeit jener, die sich auf Kosten der Opfer zu entsorgen bemühen und die immerzu neue Verantwortungen und Verantwortlichkeiten entdecken, um der einen, mit der sie nicht fertig werden, zu entfliehen: nämlich der für sich selbst.

Ich möchte an dieser Stelle die von Bergmann in den Raum gestellten Fragen gern beantworten, um ein paar Begriffe und Zusammenhänge klarzustellen, die im Laufe jeder „Palästina“-Diskussion immer wieder eine Rolle spielen und die ich in diesem Buch nicht jedes Mal aufs Neue auseinander nehmen und wieder zusammensetzen möchte.

Erstens:

Sind Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit zwei Seiten ein und derselben Münze, oder handelt es sich um entfernte Verwandte, die gelegentlich wie ein Zwillingsspaar auftreten?

Es hat sich eingebürgert, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit als synonyme Begriffe zu behandeln beziehungsweise das Erste als eine spezielle Ausprägung des Zweiten zu sehen. So betrachtet wäre Fremdenfeindlichkeit der Oberbegriff und Antisemitismus eine ihrer Ausdrucksarten. Stammtischkalauer wie „Die Türken haben vor sich, was die Juden hinter sich haben“ geben dieser Sichtweise eine gewisse Rechtfertigung, bringen sie doch Juden und Türken, die Zielgruppen von Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit, anscheinend auf die gleiche Ebene der Opfer, wobei die Vergangenheit der einen Gruppe der anderen als Zukunft prophezeit wird. Das klingt ebenso bedrohlich wie zwangsläufig, stellt aber lediglich eine Analogie her, die bestenfalls als Motiv für ein *Wort zum Sonntag* reicht, nicht aber für die Beschreibung und Analyse der Wirklichkeit im Jahre 40 nach Auschwitz.

Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit haben so viel miteinander gemeinsam wie Äpfel und Birnen. Beide Früchte wachsen auf Bäumen und sehen aus einiger Entfernung gleich aus. Dem unkundigen Auge geht der Unterschied erst bei näherem Hinsehen auf. Nicht alles, was

Kapitel 3

Der ehrbare Antisemit

oder:

Der Boden der deutschen Geschichte
reicht bis nach Palästina

Zur Eröffnung der „Woche der Brüderlichkeit“ 1985 gab ein Bundesminister im Namen der Bundesregierung ein feierliches Versprechen ab: Man werde amtlicherseits dafür Sorge tragen, dass „die Natter des Antisemitismus eine ausgestorbene Tierart“ bleibe.

Dies war eine ebenso vieldeutige wie auslegungsbedürftige Formulierung. Wie bei allen Bildern, die dem Tierreich entliehen werden, versuchte der Mensch seine eigenen animalischen Instinkte der unschuldigen Kreatur zu unterschieben, was eine handliche Metapher ergab, aber zwangsläufig zu einigen Ungereimtheiten führte. Erstens sind Nattern noch keine ausgestorbene Tierart, und zweitens stehen sie, eben damit sie nicht aussterben, in einigen Gegenden unter Naturschutz. Auf den Antisemitismus übertragen, hieße das, den Judenhass zu einer Art Reservat zu erklären, dessen erhaltenswürdige Bestände eine besondere Hege und Pflege genießen. So kann es der Minister unmöglich gemeint haben. Aber seine Worte sind über den verunglückten Versuch hinaus, Brehms Tierleben in die „Woche der Brüderlichkeit“ einzuführen, durchaus beachtenswert, sie enthalten, sicher unbeabsichtigt, die Spur eines richtigen Gedankens.

Seit biblischen Zeiten ist die Schlange das Symbol der Tücke und auch der Verführung. Den Antisemitismus mit einer Natter zu vergleichen, würde bedeuten, dass es eine Verführung zum Antisemitismus gibt. Wie bei jeder Verführung wäre dann der Verführer schuldig und nicht der Verführte, der für sein Tun und Lassen nicht seinen eigenen Willen, sondern die Kraft der Versuchung verantwortlich machen kann. Eine Schlange hat auch die Gabe, sich zu häuten, ihr äußeres Erscheinungsbild zu verändern, der Umgebung und der Jahreszeit anzupassen. Und das ist in der Tat eine Eigenschaft, die auf den Antisemitismus übertragen werden kann. Insofern hat der Minister, in aller beamteten Unschuld, eine treffende Bemerkung gemacht. Der Antisemitismus von heute ist sehr verschieden von dem Antisemitismus von gestern und vorgestern, er hat sich „gehäutet“ und tritt uns äußerlich gewandelt in einem anderen Kleid entgegen, was naive, aber auch gutwillige und fortschrittsgläubige Menschen zu der Annahme verleitet, er sei ausgestorben – wie eine Tierart eben, von der ab und zu ein Abdruck im Kreidefelsen gefunden wird.

„Im heutigen Deutschland kann nicht von verdecktem und schon gar nicht von offenem Antisemitismus die Rede sein“, schrieb die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* unter der Überschrift „Der Judenhass ist tot“ im Dezember 1982. Seltsam an dieser apodiktischen Behauptung war weniger ihre empirische Widerlegbarkeit als die Tatsache, dass sie ausgerechnet von einer Zeitung erhoben wurde, der schon ein der DKP angehörender Lokführer als Sicherheitsrisiko gilt, dass die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* also da, wo es ihr darauf ankommt, sehr sensibel sein kann und gerade beim Antisemitismus ganz grob die Wirklichkeit verleugnet.

Juden wie Nichtjuden tun sich schwer mit dem Antisemitismus. Schon das Eingeständnis, dass es ihn *gibt*, überfordert sie kolossal, die Erkenntnis wird als Bedrohung empfunden und muss entsprechend abgewehrt werden. Diejenigen, die nicht so weit gehen wie die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, räumen ein, dass es einen „marginalen Antisemitismus“ gibt, und bemühen sich, ihn bestimmten Randzonen beziehungsweise Randgruppen der Gesellschaft zuzuschreiben: den so genannten „unbelehrbaren Ewiggestrigen“, NPD-Wählern und Neo-Nazis. So wird Antisemitismus, ähnlich wie Prostitution, in „Sperrbezirke“ abgedrängt,

wobei übersehen wird, dass die Kunden, die in diesen Freigehegen bedient werden, aus ganz anderen Milieus kommen und zum größten Teil wohlhabende Bürger sind – was für den Antisemitismus wie für die Prostitution gleichermaßen gilt, nur dass die Art der Befriedigung eine andere ist. Außerhalb dieser Sperrbezirke waltet eine pastorale Doppelmoral, die auf der Einhaltung ebenjener Grenzen besteht, deren Überwindung sie täglich praktiziert. Die Evangelische Akademie Arnoldshain veranstaltete im August 1984 ein Seminar zum Thema „Linker Antisemitismus?“. Die Organisatoren der Tagung, die Evangelische Akademie und der „Deutsch-israelische Arbeitskreis für Frieden im Nahen Osten e. V.“, waren ganz stolz ob ihres Mutes, einen dermaßen heiklen Stoff zum Gegenstand einer Diskussion zu machen. Aber so „mutig“ sie auch sein wollten, sie konnten nicht umhin, einen Kompromiss mit der eigenen Courage zu schließen und das Thema des Seminars in der Form einer Frage zu präsentieren. Der sicher gut gemeinte Ansatz verdient es, aus der Nähe betrachtet zu werden.

„Linker Antisemitismus“ mit einem Fragezeichen also, das für den inhärenten Zweifel dasteht, ob es so was überhaupt gibt oder ob es sich nur um eine Fata Morgana, eine böswillige Unterstellung oder einen dummen Witz handelt. Nur: Würde ein Seminar über „Rechten Antisemitismus“ ebenfalls als Frage daherkommen? Kaum anzunehmen, niemand würde in einem solchen Falle zweifeln oder erstaunt sein, dass es Rechten Antisemitismus gibt. Ein Fragezeichen wäre nicht nur überflüssig, sondern vor allem lächerlich. Was also für normal und selbstverständlich gehalten wird, wenn es von rechts kommt, löst einen kognitiven Widerstand aus, kreuzt es unsere Wahrnehmung von links her. Nicht, dass wir es nicht sehen würden. Wir sehen es, weigern uns aber, das Gesehene zu glauben, es als das hinzunehmen, was es ist. Wir möchten – wie eine Mutter, die ihre minderjährige Tochter mit deren Freund in flagranti auf dem Sofa im Wohnzimmer überrascht – lieber unseren Augen und Ohren nicht trauen, von einer optischen und akustischen Täuschung reingelegt werden, als einer Wirklichkeit ins Gesicht schauen, die uns zwingen würde, uns von unseren Bewusstseinskrücken zu trennen. Ähnlich der Springer-Presse, die DDR immer noch in Anführungszeichen schreibt

Kapitel 4

Die Macht der Juden

oder:

Wann stirbt diese kriminelle
Vereinigung endlich aus?

Das Dunkel, nach dem der Graf zu Reventlow im Jahre 1932 rief und das kurz darauf tatsächlich eintrat, hat bedauerlicherweise auch zur Folge gehabt, dass dermaßen aufrichtige Antisemiten, wie er einer war, mit in der Finsternis verschwunden sind. Was es heute gibt, sind Antisemiten, die a) entweder nicht zugeben, dass sie es sind, oder b) nicht wissen, dass sie es sind, in jedem Fall aber sich zu Leuten von der Art Reventlows verhalten wie ein Handtaschenräuber zu einem ordentlichen Safeknacker. Das heißt, es mangelt ihnen nicht nur an Courage, sondern auch an Niveau. Erwischt man sie auf frischer Tat, sozusagen mit beiden Armen bis zu den Ellbogen im Mustopf, werden sie einem versichern, sie seien grad dabei, die Bestände in der Vorratskammer zu überprüfen, damit nichts abhanden komme...

Vor über zehn Jahren, 1974, erschien im *Spiegel* eine längere Glosse von Peter Brügge über die „Konsum-Spezialitäten deutscher Eliten in Ost und West“. Brügge machte sich auf eine bissige, aber nicht gemeine Art über die Vorlieben der besseren Leute aus Politik, Wirtschaft und Kultur für teure Kleidung, feines Essen und bourgeoises Wohnen lustig. Einer, der in dem Artikel nicht vorkam, ein „schreibender Kulturarbeiter“, so seine Selbsteinschätzung, aus Hamburg, schrieb – vielleicht aus Ärger, dass er von Brügge nicht mal erwähnt wurde – in einer Hamburger Monatszeitschrift eine Entgegnung aus der Sicht des marxistischen Laien-

predigers. Darin hieß es unter anderem: „Brüggens Artikel ist ein denunziatorischer Schmarrn, in seiner Vorurteile zementierenden Langzeitwirkung kaum harmloser als ein Gaswagen in Polen 1943.“

Jener schreibende Kulturarbeiter, Hermann Peter Piwitt, weiß natürlich genau, wozu in Polen im Jahre 1943 Gaswagen benutzt wurden. Er weiß auch, dass Brüggens Artikel harmlos wie ein Lachsack ist – warum ergreift dieser Prolo *honoris causa* dann so vehement Partei für Leute, die Rolls-Royce fahren und Cartier-Uhren tragen? Warum geniert er sich nicht, einen solchen hanebüchenen Vergleich zu gebrauchen? Um Brügge zu einem Schreibtischtäter, einem potenziellen Massenmörder zu stempeln? Um die Gaswagen zu verharmlosen? – Schwer zu sagen, welche verqueren Identifikationen da stattgefunden haben, hier liegen vermutlich Obsessionen vor, die in den Bereich der Psychopathologie fallen. – Nachdem Piwitt, der schreibende Kulturarbeiter, einige konsumphilosophische Erkenntnisse von atemberaubender Radikalität von sich gegeben hat – zum Beispiel „Ein 2 CV ist zwar billig, aber unsicher und langsam, ein BMW ist zwar sicher, aber zu teuer und unnütz schnell“ –, kommt er auf eines der Lieblingsthemen der von Brügge beschriebenen, aufs Essen, und da auf eine Metapher, mit der er die Grenze vom Kulturarbeiter zum Heimatdichter im Stechschritt passiert: „Ich kenne ein Mädchen, für das sich beim Essen die Geister scheiden, die sinnlichen von den unsinnlichen. Hat sie sich aber endlich in entsprechenden Lokalen die ausgekochtesten Sachen auf den Teller gescheucht, verfällt sie in ein Stimmungsgemisch von Geilheit und Überdruß und bewegt die Finger so nervös und lustlos im Salat, als stünde sie vor dem Problem, einem Rabbi die Vorhaut herunterzuziehen ...“

Derselbe Autor hat in einem anderen Zusammenhang Folgendes geschrieben: „Es gibt nichts Heimatloseres, Entwurzelteres, Ahasverhafteres als das Kapital. Es hetzt um den Globus auf der Suche nach Steueroasen, Niedriglohnländern und Friedhofsklima für Investitionen, wo es sich an fremder Arbeit mästen kann ...“

Piwitt ist, er sagt es oft genug, ein praktizierender Marxist. Er müsste also wissen, dass das Kapital, im Gegensatz zum „Ahasver“, dem Ewigen Juden, nicht planlos umherirrt, sondern sehr planvoll und auf sehr genau

markierten Wegen bargeldlos bewegt wird. Aber genauso wie beim Gaswagen in Polen kommt es auch hier nicht darauf an, dass der Vergleich stimmt, sondern nur auf den Duft, den die Metapher verbreitet. Der ewige Goj, der den Juden hasst und bewundert, kann seine Inferioritätsängste nur zähmen, indem er sich als etwas Bodenständiges, Verwurzeltes, Sesshaftes darstellt, das Gegenteil vom „Ahasver“ also. Er sieht aus dem Fenster seiner Wohnküche, dem Mittelpunkt seines Heimatgefühls, wie das heimatlose, entwurzelte, ahasverhafte Kapital um den Globus („Weltjudentum“) hetzt („jüdische Hast“) und sich an fremder Arbeit mästet („Parasiten“), kurzum, der Jud geht um. Es fehlte nur noch die früher gängige Unterscheidung zwischen schaffendem (arischem) und raffendem (jüdischem) Kapital.

Natürlich ist dieser Kulturarbeiter seinem subjektiven Selbstverständnis nach kein Antisemit. Für seine einschlägigen Assoziationen von A wie Ahasver über R wie Rabbi bis V wie Vorhaut gibt es in der klassischen antisemitischen Literatur zahlreiche Vorlagen. Er würde bestreiten, sie zu kennen. Das könnte wahr sein. Umso erstaunlicher ist, mit was für einer intuitiven Sicherheit er zu den richtigen Motiven greift.

Keine Antisemitin, zumindest gemessen an dem Grafen zu Reventlow, ist auch Susanne von Paczensky, eine bekannte und angesehene Journalistin, die nach einem Besuch in Israel einer Zeitschrift, die vor allem im grünen und alternativen Milieu gelesen wird, ein Interview über die Zustände in Israel gegeben hat: „Männer und Militär prägen den Alltag der Frauen.“ Darin wird sie zur Lage der Frauen im Allgemeinen und der Bedeutung der Religion im öffentlichen Leben im Besonderen befragt. Sie sagt, unter anderem, dass „in den Städten am Wochenende der ganze Kraftverkehr verboten ist, es fahren keine Busse, keine Autos, weil sie mit Steinen beworfen werden“; die Menschen würden gezwungen, zu Hause zu bleiben, statt „mit dem Auto an den Strand zu fahren“; da „die jüdische Religion sehr frauenfeindlich ist“, „ekeln sich die Leute vor den Frauen“, was unter anderem dazu führt, dass Frauen „ständig als unrein gelten, wenn sie schwanger sind, wenn sie geboren haben, wenn sie menstruieren, man darf sie nicht berühren, und wer sie doch berührt, der macht sich strafbar“; dies, räumt die Journalistin ein, „wird zwar nicht sehr oft vor

Kapitel 5

Der Täter als Bewährungshelfer

oder:

Die Deutschen werden den Juden
Auschwitz nie verzeihen

Wie auch die Welt sich verändern wird und wie sie sich bessern mag, ein jüdisches Problem wird weiter bestehen. Es wird nach dem Krieg nur ein Problem geben, das noch schwerer zu lösen sein wird, und das ist das deutsche Problem. Ich meine damit keineswegs die Frage der politischen Neugestaltung, der Grenzziehung, das Verhältnis zu dem alten Österreich und all das, was die Staatsmänner in ihrer Weisheit zu entscheiden haben ... Das deutsche Problem, das ich meine, ist das Moralproblem, und dieses lässt sich nicht umgehen. Und wenn man in einem weiten Umweg, unzählige Meilen weit, darum herumkreisen wollte, man wäre doch sofort wieder mittendrin.“

Wie wahr. Theodor Wolff hat diese Sätze 1942 geschrieben. Der Chefredakteur des liberalen *Berliner Tageblatts*, Mitbegründer der *Deutschen Demokratischen Partei*, ging 1933 nach Frankreich ins Exil, wurde 1943 in Nizza festgenommen, den Deutschen übergeben und starb im selben Jahr an den Folgen eines Aufenthalts im KZ Sachsenhausen. Das deutsche Problem, das Wolff für noch gewichtiger und komplizierter ansah als das jüdische, darf nicht verwechselt werden mit der so genannten Deutschen Frage, die immer wieder gestellt und dahingehend beantwortet

wird, dass Schlesien unser und die Wiedervereinigung ein Verfassungsgebot wäre. Das deutsche Problem ist ein groß- und gesamtdeutsches. Es ist das Problem des Täters, der sich selbst zum Bewährungshelfer ernannt hat, damit das Opfer nicht rückfällig werde, und es ist die Problematik einer Umschuldungsmoral, die ständig nach Belegen dafür sucht, dass andere noch schlechter sind.

„In Auschwitz haben wir’s gelernt. So scheint die Devise der Israelis bei ihrem Teilabzug aus dem Libanon zu lauten. Was dort geschieht, ist jedenfalls weit mehr als die Politik der verbrannten Erde bei dem Rückzug der deutschen Truppen aus Russland. Es lässt sich nur noch mit der Vernichtungsmaschinerie Hitlerdeutschlands gegenüber den Juden vergleichen, die von deren Nachkommen und den Davongekommenen übernommen worden zu sein scheint“, schrieb der Leitartikler einer sozialdemokratischen österreichischen Tageszeitung im März 1985. (Viele Kommentatoren in der Ostmark lehnten sich noch weiter aus dem Fenster als deren Kollegen im Altreich.) Es war nur logisch, den Rückzug der Israelis aus dem Libanon mit den gleichen Analogien und Assoziationen zu begleiten, die schon zu Anfang des Feldzugs präsentiert wurden. Die „verbrannte Erde“ war das grand finale zur „Endlösung des palästinensischen Volkes“, „Israels Endlösung der Palästinenserfrage“, „Endlösung der Palästina-Frage durch den Judenstaat“, zum „umgekehrten Holocaust“ und „Völkermord im Libanon“; vor diesem Hintergrund fand eine Übung statt, deren Sinn von einem ins Grübeln gekommenen jungen Linken in dem Satz zusammengefasst wurde: „Die Überwindung unserer deutschen Geschichte besteht in der Solidarität mit den Palästinensern!“ Der Libanonkrieg diente nicht nur dazu, die deutsche Geschichte zu überwinden, sondern sie auch neu zu dimensionieren. Sie wurde zu einer Vorlage reduziert, die sich nun erst, unter jüdischer Regie, in ihrer vollen Grausamkeit entfaltete. Da „angesichts der zionistischen Gräueltaten die Nazi-Gräuel verblassen“, wie es im *Grünen Kalender* 1983 hieß, wurde es nötig, die Maßstäbe neu zu setzen. Nazi-Gräuel wurden nur noch erwähnt, um zu verdeutlichen, woher die Zionisten ihre Anregungen beziehen.

„Massierte Totenkopf-Panzerverbände unter General Moshe Guderian haben, aus der Luft von Stuka-Rudel ‚Salomon‘ unterstützt, PLO-Partisanen-Nester in Beirut mit umfassend vernichtendem Flächenfeuer belegt. Infanterie und die mobile Raketen-Batterie ‚Schalom‘ unter dem Befehl Infanterie-Generals Josua ‚Sepp‘ Dietrich haben die Vorstadt Lidice mit Punktfeuer dem Erdboden gleichgemacht. Es wurden zehntausend, von der Feindpropaganda als Zivilisten ausgegebene, Partisanen-Tote gemacht. Seit 5 Uhr 45 ist Lidice araberfreie Zone. Die Befestigungen der Partisanen in den Hügeln von Hol O’Caust stehen vor der Kapitulation. Die Endlösung der Palästinenserfrage ist eine Frage von Stunden. General-Oberst im Stab Aufklärung des Oberkommandos der Großisraelitischen Wehrmacht, Sheitan Wiesenthal, wurde der Kollaboration mit dem Feind überführt, festgesetzt und sieht dem Kriegsgerichtsverfahren wegen Hochverrats entgegen. Der Führer – Menachem Begin.“

Diese so genannte Satire erschien im Juli 1982 in der Zeitschrift *pardon*, die während der letzten Monate ihres Siechtums vom *konkret*-Verleger Gremliza mitgepflegt wurde, der ja, sooft sich die Gelegenheit dazu bietet, an der Seite der Opfer von Auschwitz und Treblinka steht. Kurz bevor *pardon* verdienstermaßen einging, musste das einst renommierte Blatt noch schnell beweisen, dass im Libanon die Juden die wirklichen Deutschen sind. Die Juden und nicht die Israelis waren das Ziel dieser Attacke, wie der Formulierung „Großisraelitische Wehrmacht“ entnommen werden kann, die vielleicht eine Freudsche Fehlleistung, aber kein Kind des Zufalls war. Es ging um eine offene historische Rechnung mit den „Israeliten“ und nicht den Israelis, was auch diejenigen spürten, die auf den anschließenden Demos „Juden – Mörder!“, „Juden raus!“ brüllten und sich vor Synagogen versammelten. In besonders heftigen Momenten der Erregung konnten die Akteure die Polit-Präservative gar nicht so schnell überziehen, wie es ihnen kam. Und diese *pardon*-Glosse, die von „Lidice“ bis „5 Uhr 45“ jede NS-Assoziation vernutzte, war der typische Fall einer antisemitischen ejaculatio praecox.

Kapitel 6

Die Unlösbarkeit der Judenfrage

oder:

Antisemiten – immer eine
Nasenlänge voraus

Ganze Büchereien sind über die Frage der Juden geschrieben worden, weitere Büchereien werden geschrieben werden. Die Wahrheit aber ist diese: die jüdische Frage ist unlösbar.“

So beginnt ein höchst lesenswerter Aufsatz über *Die Unlösbarkeit der Judenfrage*, den Theodor Lessing am Vorabend der Machtübernahme durch die Nazis geschrieben hat und der im Jahre 1932 in einem „Diskussionsbuch über die Judenfrage“ erschienen ist. Es war ein Wälzer von über 400 Seiten Umfang, hinter dessen halb ernst, halb provokativ gemeintem Titel *Der Jud ist schuld...?* nicht weniger als 38 Autoren ihre Ansichten zur Judenfrage darlegten und Vorschläge zu ihrer Lösung machten: Juden wie Nichtjuden, Judenfreunde und Judenfeinde. In dieser Mischung lagen Sinn und Reiz des Unternehmens. Erklärte Antisemiten wie Hans Blüher, Arthur Dinter und Graf Ernst zu Reventlow beteiligten sich an einem schriftlichen Meinungsaustausch mit prominenten Juden wie Lion Feuchtwanger, Max Brod, Robert Weltsch und angesehenen Nichtjuden, die keine Antisemiten waren: Oskar Maria Graf, Heinrich Mann, Graf R. N. Coudenhove-Kalergi. Über 50 Jahre nach seinem Erscheinen ist ein solches Buch nicht nur eine bibliophile Rarität, sondern auch ein Dokument des Zeit-

geistes, das den Leser fassungslos macht. Da wurde in aller Unbefangenheit über die Judenfrage diskutiert, das „Für und Wider“ ausgebreitet, so wie heute über Pro und Contra von Tempo 100 gestritten wird oder darüber, was man gegen das Waldsterben unternehmen sollte.

„Die Judenfrage gehört unstreitig zu den bedeutendsten und brennendsten Problemen, die das deutsche Volk von heute bewegen“, heißt es im Vorwort, „der Umstand allein, dass ein gewaltiger Teil des deutschen Volkes bei den letzten Wahlen Parteien sein Vertrauen ausgesprochen hat, die die Bekämpfung des Judentums als einen Hauptpunkt ihres Programms auf ihre Fahnen geschrieben haben, erweist diese Tatsache auf das nachdrücklichste. Jeder, der mit offenen Augen und Ohren die Stimmung des deutschen Volkes prüft, muss zur Erkenntnis gelangen, dass die Entwicklung der Dinge mit Sturmesschritten einer Krise entgegenstrebt...“ – Bereits im Vorwort wurden die Positionen, die sowohl das deutsche Volk wie die Autoren des Sammelbandes bewegten, klar vorgezeichnet: „Der völkische Standpunkt sieht in den Juden die schlimmsten Schädlinge der Wirtschaft, die systematischen Zerstörer der deutschen Kultur und ein destruktiv-revolutionäres Element, dessen sich das deutsche Volk entledigen müsste, wenn es an Leib und Seele gesund bleiben will... Andere, und zwar keineswegs nur jüdische Kreise sind allen diesen Behauptungen leidenschaftlich entgegengetreten und neigen der Ansicht zu, dass die eigentlichen Grundmotive des Antisemitismus Neid und engherzige Überheblichkeit seien...“ – Die Gesamtheit der Beiträge, so die „ehrliche Überzeugung“ des Verlags, der das Diskussionsbuch herausbrachte, solle „einen wahrhaft umfassenden Rundblick über das vielgestaltige Thema ergeben und zur Klärung der Volksmeinung in hervorragender Weise beitragen“, denn: „Die Judenfrage ist *das* Problem von heute und vor allem das Problem der Zukunft.“

Was sprachliche Qualität, logische Konsistenz und argumentatives Geschick angeht, unterscheiden sich die einzelnen Beiträge sehr erheblich. Aber es führt kein Weg an der Erkenntnis vorbei, dass es auch einige intelligente Antisemiten gab, die ihre Sache mit offenem Visier vertraten. Der schon erwähnte Graf Ernst zu Reventlow zum Beispiel sah eine Lösung der „so genannten Judenfrage“ nur in einer „Ausscheidung der

Juden aus dem deutschen Leben“, wobei er betonte, dass er „nicht an Pogrome“ dachte, sondern „an Gesetzgebung, eine Gesetzgebung, die nicht ab irato erfolgen darf“. Ein Ottokar Stauf von der March, der die Fragen „Sind die Juden eine minderwertige Rasse? Sind die Juden Schädlinge der Wirtschaft? Sind die Juden Zerstörer der deutschen Kultur? Sind die Juden ein destruktiv-revolutionäres Element?“ nur stellte, um sie vorbehaltlos zu bejahen, wobei er die Juden nicht als ein destruktiv-revolutionäres Element qualifizierte, „sondern geradezu als das Element“, fand nur eine Frage „müßig“ und „bis zum Überdruß oft gestellt“, nämlich „Wo steht der Feind?“ Die richtige Antwort auf diese Frage führte geradewegs zum Herzen der Volksgemeinschaft: „Die einen behaupten rechts, die anderen links. Beide haben Unrecht. Unser Feind steht dort, wo die Juden stehen. Die sind der natürliche Feind unseres Volkstums.“

Selbstverständlich war die Argumentation nicht frei von Widersprüchen. Einerseits waren die Juden eine minderwertige Rasse, andererseits waren sie den Ariern überlegen. Einer Assimilation mochte Ottokar Stauf von der March „das Wort nicht reden, weil bei der Vermischung der jüdischen mit der arischen Rasse Letztere unterliegt, die jüdische ist die stärkere ...“. – Ein anderer Autor, von Stand und Beruf Dipl.-Ing., betrachtete die Judenfrage mehr von einer technischen Warte und diagnostizierte als besonderes Charakteristikum eine Verwischung der „zweiten Geschlechtsmerkmale“ bei Jüdinnen und Juden: „Bei keinem Volk findet man so viele Weibmänner und Mannweiber wie bei den Juden. Deshalb drängen sich so viele Jüdinnen zu männlichen Berufen, studieren alles Mögliche, von der Rechtswissenschaft und Heilkunde bis zur Theologie, werden Gruppen- und Volksvertreterinnen... Diese Frauen haben die Flachbusigkeit und den Bubikopf in die Mode gebracht ...“

Trotz solcher Feststellung am Rande des Komischen legten die Verkünder des Antisemitismus größten Wert auf Seriosität. Es sei „grundfalsch“, schrieb einer, wenn behauptet werde, „der Antisemitismus sei eine aus Neid oder Hass geborene Einstellung gegen die Juden“, die darauf abziele, „das Judentum zu vernichten“. Im „Kampf um das Selbstbestimmungsrecht der deutschen Menschen“ habe sich „auch die völkische Bewegung als solche fern gehalten von hetzerischen oder gehässigen Be-

Kapitel 7

Das auserwählte Volk

oder:
Ein Imperium, das auf keiner
Landkarte zu finden ist

Vierzig Jahre nach der Verkündung der Nürnberger Gesetze, mit denen eine legale Grundlage für die sukzessive Ausscheidung der Juden aus dem deutschen Leben geschaffen wurde, nahm die Vollversammlung der Vereinten Nationen am 10. November 1975 die Resolution Nr. 3379 an, deren letzter und entscheidender Satz lautet: „Der Zionismus ist eine Form des Rassismus und der rassistischen Diskriminierung.“

Die Resolution wurde mit 72 gegen 35 Stimmen bei 32 Enthaltungen angenommen. Die Ostblockländer, einschließlich Albanien, Jugoslawien, Mongolei, Weißrussland und Ukraine, stimmten geschlossen für die Resolution, ebenso die arabischen Staaten von Algerien bis Jemen. Außerdem wurde die Resolution von einer Anzahl islamischer Staaten und auch Ländern der Dritten Welt unterstützt, die als Bollwerke der Menschenrechte und Menschenwürde bekannt sind, vor allem was deren Umgang mit ethnischen Minderheiten und oppositionellen Gruppen angeht: Indonesien, Türkei, Ruanda, Burundi, Iran, Uganda, Afghanistan, Kongo, Kambodscha, Äquatorialguinea, Pakistan, Sri Lanka, Indien. Die westeuropäischen Länder, mit Ausnahme von Portugal, stimmten mit den USA, Kanada, Australien, einigen afrikanischen (Elfenbeinküste, Liberia), mittel- und

südamerikanischen (Uruguay, Costa Rica) Staaten gegen die Entschlie-
ßung. Die Regierungen von Japan, Nepal, Argentinien, Griechenland,
Obervolta und weiteren 27 afrikanischen, asiatischen und südamerikani-
schen Staaten wiesen ihre UN-Vertreter an, sich der Stimme zu enthalten.

Es bestehen gute Aussichten, dass die UN-Resolution Nr. 3379, rück-
blickend betrachtet, als ein ähnlicher Meilenstein in einem längeren Pro-
zess gesehen wird, wie es einmal die Nürnberger Gesetze waren, bei denen
es auch eine Weile dauerte, bis ihre Bedeutung in vollem Umfang erkannt
wurde. Geschichte wiederholt sich nicht, sie schreitet nur voran. „Die
Antithesen der einstigen ‚Judenfrage‘“, schreibt Hans Mayer, „wurden ins
Weltpolitische erweitert. Aus dem bisherigen isolierten jüdischen Außen-
seiter inmitten einer nichtjüdischen Bevölkerung wurde ein jüdischer
Außenseiterstaat inmitten einer nichtjüdischen Staatengemeinschaft.“

Man könnte auch sagen: Die Judenfrage, die schon immer einen Hang
zum Universellen hatte, wurde durch die Gründung des Staates Israel
qualitativ in einer Weise verändert, dass der Kollektivjude anstelle des
Individualjuden getreten ist – und zwar als eine organisierte Masse. Das
ganze Problem ist auf eine andere Ebene gehoben worden: Ging es in
Nürnberg um die Auseinandersetzung zwischen dem deutschen Volk
und dem Judentum, um Deutschlands und Europas Wohl und Wehe,
wobei die Deutschen stellvertretend für die Menschheit beziehungswei-
se die arische Rasse den Kampf aufnahmen, so stand auf dem Forum der
Vereinten Nationen die Abwehr einer die ganze Welt bedrohenden Ge-
fahr auf der Tagesordnung, weswegen sich nicht nur eine Volksgemein-
schaft, sondern gleich die Völkerfamilie, einschließlich der unmittelbar
bedrohten Volksrepublik China, der Malediven und der Deutschen Demo-
kratischen Republik, im Widerstand gegen den gemeinsamen Feind ver-
einte. Eine dermaßen massive Anerkennung ihrer Bemühungen, die Lage
des jüdischen Volkes durch die Schaffung eines Nationalstaates zu nor-
malisieren, zu einer Nation unter den Nationen zu werden, hätten sich
die zionistischen Gründerväter in ihren wildesten Träumen nicht vorge-
stellt. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte hatten die Vereinten Nationen
einen „Ismus“ verurteilt. Die Entschlie-ßung richtete sich nicht gegen die
Verletzung internationalen Rechts, die Maßnahmen einer Regierung oder

die Politik eines Landes, sie betraf die „basic idea“ des Judenstaates, disqualifizierte eine historische Strömung, die lange Zeit als eine legitime nationale Befreiungsbewegung galt. Allerdings:

Entgegen einer heute weitverbreiteten Ansicht wurde in der UN-Resolution vom November 1975 Zionismus nicht zum ersten Mal mit Rassismus gleichgesetzt. Dieser EntschlieÙung waren drei andere vorausgegangen, die in dieselbe Richtung zielten:

- die Erklärung der Weltfrauenkonferenz in Mexico City vom Juli 1975 („Internationale Zusammenarbeit und die Bewahrung des Friedens machen die Elimination von Kolonialismus und Neokolonialismus, Zionismus, Apartheid und rassistischer Diskriminierung in allen ihren Formen erforderlich...“)
- die Erklärung der Organisation für Afrikanische Einheit vom Juli 1975 („Das rassistische Regime im besetzten Palästina und die rassistischen Regimes in Zimbabwe und Südafrika haben einen gemeinsamen imperialistischen Ursprung, sie bilden eine Einheit..., ihre Politik bezweckt die Unterdrückung der Würde und der Integrität des Menschen...“)
- die Erklärung der Konferenz der Außenminister der blockfreien Staaten vom August 1975, in der Zionismus als eine „Gefahr für den Weltfrieden und die Sicherheit auf das Schärfste verurteilt“ und alle Länder aufgerufen wurden, „dieser rassistischen und imperialistischen Ideologie Widerstand zu leisten“.

Die UN-Resolution nahm auf diese drei Erklärungen Bezug, bekräftigte sie und fasste die teilweise weitschweifenden und blumigen Formulierungen in einem Satz zusammen: „Der Zionismus ist eine Form des Rassismus und der rassistischen Diskriminierung.“

Und seitdem, seit über zehn Jahren also, steht das Urteil nicht freischwebend im Raum, es wird benutzt: Immer, wenn es darum geht, Israel als einen Moloch darzustellen, ein rassistisches Gebilde, das widerrechtlich entstanden ist, dessen Existenz den Frieden und die Sicherheit der Welt gefährdet, das fortwährend gegen die Regeln verstößt, welche für den Umgang der Völker miteinander gelten, und das liquidiert werden



Henryk Modest Broder, geboren 1946 in Katowice, Polen, kam 1958 mit seinen Eltern über Wien nach Köln, wo er zuerst den Führerschein und dann das Abitur machte. Sein Weg führte ihn von den *St. Pauli Nachrichten*, konkret und pardon über die *Frankfurter Rundschau*, die *taz*, die *ZEIT* und den *SPIEGEL* zur *Welt-Gruppe*. Mitbegründer von *Achgut.com*, der *Achse des Guten*. In seiner Freizeit sammelt er Schneekugeln und Kühlschranksmagneten und pflegt seinen Migrationshintergrund.